

„Erinnerungswerkstätten“

Was die zeitgeschichtlich-biographische Forschung und Bildungsarbeit aus der Lektüre von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ gewinnen kann¹

Gert Dressel

1. Prolog

Wir hatten Johanna 1993 in einem Wiener Altersheim kennen gelernt. Dort veranstalteten meine Kollegin Katharina Novy und ich für einige Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses einen biographischen Gesprächskreis. Johanna nahm regelmäßig an unseren wöchentlichen Treffen teil. Sie erwies sich rasch als eine Unterstützung für unsere Moderation: Sie fragte bei den anderen interessiert nach, gerade dann, wenn die teilnehmenden Jüdinnen und Sozialistinnen über ihre Verfolgungsgeschichten während der NS-Zeit erzählten. Sie beteiligte sich auch rege an den politischen Diskussionen, die zeitweise in der Runde geführt wurden, und engagierte sich dabei vor allem gegen jegliche Form der Fremdenfeindlichkeit. Nur hinsichtlich ihrer eigenen Geschichte blieb Johanna wortkarg. Wir erfuhren zunächst nicht viel mehr, als dass sie – 1911 in Wien geboren – in einem deutschnational orientierten Milieu aufgewachsen war, wo sie auch ihren künftigen Ehemann kennen gelernt hatte. Dieser war, wie Johanna erzählte, kurz nach ihrer Heirat 1937 „über die Berge“ nach Deutschland „gegangen“ – also zu einer Zeit, als die nationalsozialistische Partei in Österreich verboten war. Wenig später folgte sie ihm. Beide kehrten kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 wieder nach Wien zurück. Mehr erzählte sie nicht. Im Zuge einer Ausstellung wurden die Lebensgeschichten einiger Teilnehmer des Gesprächskreises präsentiert – u.a. jene von Johanna. Bruchstückhaft wie ihre Erzählungen war auch die Darstellung ihrer Person in der Ausstellung. Johanna bat uns schließlich um ein Sechs-Augen-Gespräch, um die – ihr noch mehr als uns bewussten – Lücken zu füllen. Sie erzählte zum Beispiel über ihren Ehemann, der seit 1934 in der illegalen NSDAP in Österreich aktiv tätig und an der Ermordung des damaligen österreichischen Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß im Juli 1934 beteiligt gewesen war; und sie erzählte über ihre eigenen engen Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus. Nach diesen Erzählungen war Johanna offensichtlich erleichtert (ausführlicher dazu siehe: Dressel und Novy 1995; Dressel 2000).

Zahlreiche Historiker und Historikerinnen, die seit den 1980er Jahren Geschichtswerkstätten, Gesprächskreise und andere Oral-History-Aktivitäten initiierten, interes-

1 Für kritische und wertvolle Anregungen und Hinweise danke ich Günter Müller, Katharina Novy und Lisette Rosenthal sowie den Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich einige anregende interdisziplinäre Septemberwochenenden in Osnabrück verbringen durfte: Ilse Bürmann, Rüdiger Müller, Ortrun Niethammer, Kristina Popova und Helmut Schmitz.

sierten sich für die „authentischen“ Geschichten so genannter kleiner Leute, deren Blickweisen auf vergangenes Alltagsleben. Doch was ist Authentizität? Welche Erzählungen sind „wahr“, welche „falsch“? Was wissen Menschen, die ihre Lebensgeschichte erzählen oder niederschreiben, und was wissen sie nicht? Es gibt „viele Stufen zwischen Wissen und Nicht-Wissen“, schreibt Christa Wolf in „Kindheitsmuster“ (Wolf 1999, 290).² Es gibt ganz offensichtlich, wie das Beispiel Johannes zeigt, verschiedenes Wissen und unterschiedliche Wahrheiten über die eigene Lebensgeschichte – je nachdem, wann und wem sie erzählt wird. Und ganz offensichtlich gibt es Erinnerungen an das eigene Leben, die sich nicht jederzeit oder eben gar nicht in Sprache transformieren lassen, weil es keine Vorbilderzählungen dafür gibt. Vielleicht hätten wir, wenn wir die „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf (auch wenn die Autorin 18 Jahre nach Johanna geboren wurde) damals gekannt hätten, Johanna diese als Lektüre und Unterstützung empfohlen.

Nun unterscheidet sich eine literarisierte Autobiographie wie jene von Christa Wolf natürlich von populären lebensgeschichtlichen Äußerungen wie etwa in einem Gesprächskreis – und nicht nur allein dadurch, dass wir es in dem einen Fall mit einem schriftlichen Text und im anderen Fall mit einer vor allem mündlichen Ausdrucksform zu tun haben. Eine literarisierte Autobiographie ist stilisierter als es populäre Lebenserzählungen (selbst die verschriftlichten) je sein können, weil erstere sich als literarisierte Werke stets am normierten Kanon des Literaturbetriebs orientieren muss bzw. nach diesem bewertet wird (vgl. Glaser 2005). Darüber hinaus – und das unterstreicht noch einmal die jüngste Diskussion um die Autobiographie von Günter Grass – sind (prominente) Literaten zumindest dann, wenn sie heikle Phasen deutschsprachiger Zeitgeschichte (Nationalsozialismus, DDR) lebensgeschichtlich thematisieren, stets Akteure in einem allgemeinen gesellschaftlich-politischen Diskurs, in dem nicht allein auf den Feuilletonseiten von Qualitätszeitungen über „richtige“ und „falsche“ Erinnerungspraktiken und Geschichte diskutiert wird.

Andererseits entstehen Lebenserzählungen, auch wenn die Erzähler oder Autoren keine Literaten sind, nicht völlig unabhängig von einem politischen und literarischen Diskurs. Sie nutzen Medien und Literatur als Vorbilder, Angebote und Orientierungshilfe für Inhalt und Form ihrer Erzählungen, die sie dann zuweilen selbst wiederum veröffentlichen.

Unabhängig von den stilistischen Mitteln und Formen, die Christa Wolf sich selbst bzw. dem Literaturbetrieb gegenüber schuldet, werde ich im Folgenden „Kindheitsmuster“ als eine solche eventuelle Orientierungshilfe betrachten, indem ich den Text selbst als eine mögliche Praxis lebensgeschichtlichen Erinnerens und Erzählens ansehe. Als Historiker, der wie viele seiner Zunft literarische Texte im besten Fall im Urlaubsgepäck oder neben dem Bett liegen hat (aber bislang nicht als professionelles Werkzeug oder gar Quelle verstanden hat), frage ich also nach einigen heuristischen Potenzialen, die die Lektüre von „Kindheitsmuster“ haben kann: für Menschen, die sich biographisch erinnern, vor allem für diejenigen, die in ihrer professionellen Praxis andere zum lebensgeschichtlichen Erzählen animieren: Zeithistoriker, Oral Historians, Biographieforscher, zeitgeschichtlich interessierte Lehrende und Erwachsenenbildner. Dabei versuche ich, die Angebote Wolfs in Beziehung zu setzen mit kultur-

² Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe des Luchterhand Verlags: Christa Wolf (1999): *Kindheitsmuster*. München.

und sozialwissenschaftlichen Reflexionen über biographisches Erzählen und Erinnern sowie mit verschiedenen (popular-)lebensgeschichtlichen Erzählungen bzw. Erinnerungssettings aus biographisch orientierten Bildungs- und Forschungsprojekten, an denen ich beteiligt war und bin.

2. Wenn Lebensgeschichten gelesen werden

Die Geschichtswissenschaften kannten (zumindest im deutschsprachigen Raum) durch viele Jahrzehnte in erster Linie nur „große Männer“ sowie politische und ökonomische Strukturen. Dass auch konkrete Menschen – Arbeiter und Arbeiterinnen, Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde, Frauen und Männer usw. – seit den beginnenden 1980er Jahren als Akteure sukzessive in ihr Blickfeld geraten sind, ist den vielen Oral Historians und anderen Biographieforschern zu verdanken. So verfügt etwa die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ an der Universität Wien inzwischen über schriftliche lebensgeschichtliche Texte von rund 3.000 Autorinnen und Autoren aus allen Bevölkerungsgruppen Österreichs (Müller 1997; Müller 2006a). Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ ist ebenso wie die von ihr herausgegebene Editionsreihe mit dem Titel „Damit es nicht verlorengeht ...“ (Böhlau Verlag, Wien) ein umfangreiches Archiv der „popularen Autobiografik“ (Warneken 1985), in dem man über vergangene Alltage und Lebenswelten unerschöpflich Auskunft erhalten kann. Nun kann man uns – ich bin selbst Mitarbeiter dieser Einrichtung – nicht vorwerfen, dass wir, wenn wir historisch forschen, lebensgeschichtliche Äußerungen von Autoren und Erzählenden höher bewerten würden als andere historische Quellen und das von einer Person erzählte Leben auch schon für deren gelebtes Leben halten – und somit die Aussage(n) von Lebenserzählungen mit historischer „Wahrheit“ verwechseln würden. Gleichwohl sind wir immer wieder mit Anfragen konfrontiert, deren Interesse an lebensgeschichtlichen Erinnerungen und Texten genau in diese Richtung geht. Historiker neigen dazu, mit autobiographischen Passagen ihre bereits vorliegenden Ergebnisse zu illustrieren und zu untermauern (vgl. Jureit 1998, 5 f.). Lehrer und Erwachsenenbildner fragen an bzw. interviewen selbst „Zeitzeugen“, um endlich einmal einen „authentischen“ Blick auf „die“ Geschichte zu bekommen oder um die inhaltlichen Ziele des eigenen Geschichtsunterrichts oder Bildungsprojekts mit Lebensgeschichten zu autorisieren (vgl. von Plato 2001).

Diese Absichten bringen eine gesellschaftliche Erwartung zum Ausdruck: Autobiographien bzw. Lebensgeschichten sollen „wahr“ sein, vor allem dann, wenn sie zeithistorisch angelegt sind und den Nationalsozialismus thematisieren. Wenn sie sich wie in einigen Fällen als „falsch“ herausstellen,³ dann sind Feuilletonisten, Historiker und andere an der historischen Wahrheit Interessierte enttäuscht und bestürzt, nachdem sie zuvor die betreffenden Autoren als Lügner entlarvt haben. Nun haben sich die soziologische Biographieforschung wie auch viele mit und über lebensgeschichtliche Erzählungen arbeitende Historiker schon seit geraumer Zeit davon verabschiedet, das erzählte Leben einer Person mit deren gelebtem Leben gleich zu setzen (Richtung

3 Wie etwa im Fall der „jüdischen Kindheit“ in nationalsozialistischen Konzentrationslagern des Benjamin Wilkomirski (1995) oder aktuell (und eventuell, denn es wird noch diskutiert) im Fall des österreichischen Theatermakers Conny Hannes Meyer (2006), der als Kind im Konzentrationslager Mauthausen gewesen sein will (was aber bestritten wird).

weisend immer noch: Rosenthal 1995). Dennoch ist einigen biographischen Fallanalytikern eine geradezu kriminalistische Haltung geblieben, mit der sie in den betreffenden lebensgeschichtlichen Texten einer Person vor allem nach Auslassungen und Defiziten fahnden (vgl. dazu Dressel und Langreiter 2003). Auch Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ wurden in einem literaturwissenschaftlichen Beitrag kürzlich weitgehend auf den Vorwurf reduziert, dass die Autorin die DDR zu wenig kritisch reflektiert hätte (Kluwe 2000). Wahr muss eine Autobiographie sein und damit vollständig – und letztlich auch den aktuellen Moralmaßstäben des Rezipienten entsprechen. Dabei bietet Christa Wolf mit „Kindheitsmuster“ einen detaillierten Einblick in das, was lebensgeschichtliche Erinnerung ist und wie lebensgeschichtliche Erinnerungstexte in der Widersprüchlichkeit und Komplexität des jeweils eigenen Lebens entstehen können.

Wir öffnen die Tür zur Christa Wolfs „Erinnerungswerkstatt“.

3. Fremdheiten – Brüche – fragwürdige Identitäten

Fremdheit und Fremdsein sind stets wiederkehrende Kategorien, die Christa Wolf für ihre Selbstbeschreibungen wählt: fremd gegenüber ihrer historischen sozialen Umgebung (zum Beispiel Familie, einzelne Familienangehörige), vor allem aber fremd gegenüber sich selbst, nämlich gegenüber der eigenen Kindheit und Jugend. Dass sie sich an diese Lebensphasen nicht in einem „Ich“ erinnert, sondern in der dritten Person erzählt, ist mehr als nur ein literarisches Stilmittel. Es ist ein „Ergebnis dieser mehrmals gebrochenen Biographie“, in der „mehrere Personen in uns herumgeistern“ (Wolf 1990, 815).

Über ein vergangenes „Ich“ in der dritten Person zu schreiben bzw. zu erzählen kann mitunter eine Voraussetzung sein, sich früheren Erfahrungen wieder anzunähern. Auch Johanna empfand in den 1990er Jahren, als sie sich in dem besagten Gesprächskreis darum bemühte, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, eine Fremdheit gegenüber zentralen Phasen ihrer Biographie, vor allem in den 1930er und 1940er Jahren, zumindest eine ausgesprochene Differenz – nämlich zwischen der eigenen gegenwärtigen Definition und vergangenen eigenen Denkweisen und Handlungen. Johanna fiel der Kunstgriff der Distanznahme über die dritte Person nicht ein – ebenso wenig uns (als Historikern). Vielmehr hätten wir einen solchen vermutlich als eine nicht-authentische Ausdrucksform abgetan. Außerhalb der literarischen Praxis muss die eigene Lebensgeschichte in der ersten Person erzählt werden.

Dabei ist das Empfinden einer Fremdheit gegenüber eigenen früheren Lebensphasen nicht ein individuelles Phänomen der betreffenden Personen. Es ist vielmehr der mögliche Effekt von gesellschaftlichen, politischen und lebensweltlichen Brüchen und Veränderungsprozessen im 20. Jahrhundert. Viele haben das soziale, lokale bzw. regionale Herkunftsmilieu (so wie Christa Wolf ja auch) nicht immer aus freiwilligen Gründen verlassen. Biographieforscher beobachten generell für die vergangenen Jahrzehnte einen „sukzessive(n) Bedeutungsverlust von Traditionen und Lebensmustern“ (z.B. Sieder 1999, 257), von sinnstiftenden kollektiven Sicherungs-, Orientierungs- und Identitätssystemen. Vormalig als selbstverständlich empfundene soziale und institutionelle Zusammenhänge haben sich im Verlauf der „Zweiten Moderne“ (vgl. Beck 1986) kontinuierlich aufgelöst. Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft sind damit konfrontiert, dass sie im Hier und Jetzt „offensichtlich mehr als je

zuvor die Balance zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Eigenarten selbst herstellen“ müssen (Alheit 1993, 354). Damit geht einher, dass vieles, was heute Achtzigjährige in ihrer Kindheit als die „gute“ und „richtige“ Familie, Erziehung, Kindheit, Jugend, Sexualität, Männlichkeit, Weiblichkeit usw. erfahren haben, zumindest partiell mit aktuellen Normen und Praktiken differiert.

Zudem sind heute Achtzigjährige (zumindest in Deutschland und Österreich) in den verschiedenen Phasen ihrer Lebensgeschichte mit mehreren politischen Systemen und dementsprechend auch mit unterschiedlich politisch und ideologisch motivierten Wertvorstellungen konfrontiert gewesen. 1945 war zwar de facto in vielen gesellschaftlichen Bereichen keine „Stunde Null“, wie oft behauptet wird; in einer biographischen Perspektive konnte das Ende des Nationalsozialismus aber sehr wohl einen radikalen Bruch bedeuten. Gerade die Angehörigen der so genannten HJ-Generation, der ja auch Christa Wolf angehört, waren oft in institutionelle Zusammenhänge des NS-Staats integriert gewesen und hatten sich mit der nationalsozialistischen Ideologie in hohem Maße identifiziert (auch darauf weist Christa Wolf hin) (vgl. Rosenthal 1990, 226). 1945 waren sie mit der Situation konfrontiert, dass vieles von dem, was sie zuvor gedacht und getan hatten, mit einem Mal als falsch und überholt galt.⁴

Nicht zufällig hat Helmut Schelsky schon in den 1950er Jahren in der vormaligen HJ-Generation eine „Skeptische Generation“ gesehen, die sich gegenüber einer zu hohen Identifikation mit politischen Wertvorstellungen welcher Art auch immer sträubte (vgl. Bude 2000). Andere wiederum haben darauf hingewiesen (vgl. Schörken 1994, 139), dass vormalig überzeugte Nationalsozialisten – wenn vorhanden – auf andere, schon vor 1945 existente alternative Leitlinien (beispielsweise kirchliches Engagement) zurückgreifen konnten, um nach dem Ende des Nationalsozialismus die verunsicherte eigene Identität neu zu stabilisieren. Wie auch immer: Noch heute leben Menschen, die zumindest vor sich selbst über eine 1945 fragwürdig gewordene Vergangenheit und Teil-Identität verfügen, die einen Lebensabschnitt und Handlungen verantworten müssen, die sich mit den aktuellen Normen und Werten einer demokratischen Gesellschaft nicht decken. In der Summe ihrer Erfahrungen haben sie, wie Christa Wolf, zuweilen sich ausschließende „verschiedene Glaubensbekenntnisse“ (Wolf 1999, 551) unterschrieben.

„Nicht nur, besonders aber in persönlichen und gesellschaftlichen Krisenzeiten und in sich vervielfachenden Lebenswelten“ ist das „Sich-und-anderen-Erklären, warum das Leben so und nicht anders verlaufen ist, Notwendigkeit.“ (Löffler 1999, 68) Ob Fremden oder Vertrauten gegenüber, ob im Zug, in einem Wirtshaus, bei einem Kaffee oder Bier: Man ist erklärungsbedürftig und will sich erklären – und zwar über das biographische Erzählen. So wie Christa Wolf, die während der Reise in ihren nun polnischen Heimatort sich immer wieder der Tochter lebensgeschichtlich erläutern muss. Weit über das uns allen bekannte „Zwischendurch-Biographisieren“ im Alltag hinaus hat sich eine solche Kultur des lebensgeschichtlichen Erzählens in Form von öffentlichen „Erinnerungswerkstätten“ institutionalisiert: in Gesprächskreisen oder Erzählcafés für Senioren (vgl. z.B. Blaumeiser u.a. 1988; Blimlinger u.a. 1994; Dressel und Novy 1995; Ruhe 2003), in autobiographischen Schreibauffrufen

4 Aber auch für Ältere, wie beispielsweise Johanna, die in einem deutsch-nationalen Milieu nach dem Ersten Weltkrieg aufgewachsen und dann engagierte Nationalsozialistin war, konnte das Ende des Nationalsozialismus mit einer Identitäts- und Orientierungskrise einhergehen (vgl. auch Dressel und Müller 1996).

wie etwa seitens der Wiener „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ oder des „Europäischen Autobiographie-Schreibzirkels“ (vgl. Risse 2005) und nicht zuletzt in den zahlreichen publizierten Autobiographien, die keineswegs nur von Prominenten oder Literaten geschrieben werden. Menschen werden quasi zu ihren eigenen Ethnographen, versuchen die Fremdheiten ihres eigenen Lebens samt ihres Umfelds zu sortieren und – narrativ – eine mehr oder weniger stabile Identität zu bauen;⁵ man vergewissert sich eines „gelungenen“ und „guten“ Lebens, das stets auch auf die eigene Zukunft verweist. (Sieder 1999, 256).

4. Sagbares und Unsagbares

Für die Schriftstellerin Christa Wolf ist die Übersetzung eigener Befindlichkeiten, Bilder, Gedanken usw. in Sprache sozusagen ein alltägliches Handwerk. Und dennoch verschränkt es ihr angesichts befremdlicher Erfahrungen, Zustände und Handlungen im Nationalsozialismus, im „Nachkrieg“ und mit Familienangehörigen immer wieder die Sprache (Wolf 1999, 263). In mehreren Passagen betont sie ihre eigene „Sprach-Unmächtigkeit“ (z.B. ebd., 225, 275). Als professionelle Sprachhandwerkerin weiß Wolf freilich auch über die Begrenztheit von Sprache: „Im Idealfall sollen die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. Das wäre, was angestrebt wird: phantastische Genauigkeit. Aber es gibt die Technik nicht, die es gestatten würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen.“ (Wolf 1999, 396) Der „Idealfall“? Zumindest die Erwartungshaltung vieler, zum Beispiel von Lehrern, die Zeitzeugen einladen und von Schülern befragen lassen: In einem von mir betreuten Projekt, in dem in insgesamt elf Schulen im südlichen Niederösterreich 160 alte Menschen aus der Region interviewt werden (vgl. Dressel 2006), äußern einige Lehrer immer wieder ihre Enttäuschung ob einiger Interviewpartner, die nicht chronologisch erzählen und zwischen verschiedenen Themen „hin- und herspringen“.

Jedes Ordnen und Erzählen eigener biographischer Erfahrungen kann aber nur ein selektiver Akt sein und aus dem immer begrenzten Repertoire schöpfen, das einem das Erinnerungs- und Sprachvermögen zur Verfügung stellt. Alle Autoren bzw. alle Interviewten versuchen zumindest den einen oder anderen „roten Faden“ durch ihre lebensgeschichtliche Erzählung zu ziehen (vgl. Gergen 1998), ebenso dann, wenn die Geschichte nicht chronologisch erzählt wird. Die komplexen Logiken und Widersprüche des Lebens sind jedoch nicht immer abdeckbar mit der linearen Logik von Sprache. Was passiert, wenn, wie Wolf es anspricht und an ihrem eigenen Lebensbeispiel exemplifiziert, sich Fäden nicht so einfach spannen lassen, da der Gegenstand der Erzählung sich als ein verknoteter, undefinierbarer Wollknäuel erweist? Richard Sennett hat für seinen Essay „Der flexible Mensch“ (1999) zahlreiche US-amerikanische Arbeitnehmer interviewt. Ein bemerkenswertes Resultat war, dass viele Interviewte

5 Auch wenn Christa Wolf das hinsichtlich ihrer „Kindheitsmuster“ abstreitet: „Ich kaschiere an keiner Stelle, daß es sich sozusagen um Autobiographisches handelt; das wird nicht verschwiegen. Wobei dieses ‚sozusagen‘ wichtig ist, es ist nämlich keine Identität da.“ (Wolf 1990, 814) Im Gegensatz zum Alltagsverständnis breiter Bevölkerungsschichten kann eine Schriftstellerin wahrscheinlich leichter eine „Identitätslosigkeit“ behaupten. Denn es gehört zum kulturellen Habitus und Selbstverständnis vieler Intellektueller, „am Rande“ zu stehen (vgl. Müller-Funk 1995, 19 bzw. 37; Dressel und Langreiter 2001).

ihre bzw. eine Lebensgeschichte gar nicht mehr erzählen konnten – zu fragmentiert und brüchig erfuhren die Befragten ihr Leben: häufiger Arbeitsplatzwechsel, Beschäftigung in verschiedenen Branchen, ständige örtliche Mobilität und schließlich die Unmöglichkeit, stabile soziale Beziehungen aufzubauen. Man bekommt das nicht mehr unter einen Hut.

Darüber hinaus gibt es stets eine Diskrepanz zwischen dem Leben und dem Gedächtnis, weil es ein Erinnern ohne Vergessen nicht geben kann. Und es herrscht stets – darauf weist Christa Wolf nochmals in besonderem Maß hin – eine Diskrepanz zwischen Gedächtnis und Erinnerungserzählung, quasi ein Zustand zwischen dem Vergessen und dem Erzählen: Nicht jede Erinnerung hat auch schon seine narrative Form, es gibt stets eine Vielzahl von „Prä-Narrativen“ (Langthaler 1999, 39): Christa Wolf erwähnt eine Vielzahl von Bildern, Gefühlen und auch Träumen, die auf die eigene Vergangenheit verweisen, für die sie aber noch keinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat.

Die aktuelle Kultur des lebensgeschichtlichen Erzählens bzw. Autobiographierens verweist zunächst einmal genau auf diesen Umstand: Es ist nicht selbstverständlich, eigene lebensgeschichtliche Erfahrungen erzählerisch auf einen Punkt zu bringen und die eigene Identität zu benennen. Und gerade darauf basiert das dringende Bedürfnis, narrativ-lebensgeschichtlich eine solche herzustellen. Dass in der narrativen Praxis dabei stets auf Soziales verwiesen werden muss (vgl. von Engelhardt 1990; Sieder 2004, 35), zugleich aber traditionelle identitäts- und sinnstiftende soziale Zusammenhänge an Bedeutung verloren haben, macht die gesellschaftliche Verortung der eigenen Person nicht obsolet, sondern umso dringlicher. Mit einer lebensgeschichtlichen Erzählung versucht man immer, sich in Gesellschaft, in kategorialen Identitätsangeboten und Diskursen zu verorten, sinnhafte Verknüpfungen und Balancen zwischen Gesellschaft bzw. Geschichte und sich selbst herzustellen. Aber oft sind eigene Erfahrungen und gesellschaftliche Ordnungsangebote eben nicht kompatibel. Daran arbeitet sich Christa Wolf in den „Kindheitsmustern“ ab. Auch Johanna war mit dieser Inkompatibilität konfrontiert: In den 1990er Jahren konnte sie zunächst für ihr nationalsozialistisches Engagement vor 1945 keine Sprache finden, weil ihr als eine, die in den Jahren nach 1945 einen weltanschaulichen Bruch vollzogen hat, keine gesellschaftlichen Erzählangebote zur Verfügung gestanden sind, die für sie selbst akzeptabel gewesen wären.

Noch ein anderes Beispiel: Im Zuge eines Schreibauftrags der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zum persönlichen Erleben des Jahres 1945 erreichten uns auch zahlreiche Erinnerungen von Personen, die 1945 aus den mehrheitlich deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei geflohen waren oder vertrieben wurden. Darunter war auch die in einem kleinen Verlag erschienene Lebensgeschichte von Elisabeth Prack (2004), die jetzt als pensionierte Lehrerin in Oberösterreich lebt. Im Hauptteil des Buches erzählt die Autorin über ihre schmerzhaften Vertreibungserfahrungen, auch und gerade über unangenehme Begegnungen mit Tschechinnen und Tschechen. In einem Nachwort schreibt sodann ein Lehrerkollege über „die andere Seite“: über die nationalsozialistische Politik, die mit der Annektierung des „Sudetenlandes“ im September 1938 große Teile des tschechischen Bevölkerungsanteils aus den betreffenden Gebiet vertrieben hatte, und generell über den nationalsozialistischen Terror im damaligen „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“. Der Autorin war es offensichtlich ein Anliegen, in ihre lebensgeschichtlichen Erinne-

rungen nicht nur eigene, sondern auch tschechische Opfererfahrungen einfließen zu lassen. Anscheinend fehlte ihr selbst aber die Sprache, um sie unmittelbar in ihre eigene lebensgeschichtliche Erzählung zu integrieren.

Die „Grenzen des Sagbaren“ (Pollak 1988) wurden lange Zeit vor allem – und aufgrund ihrer vielen traumatischen Erfahrungen auch zu Recht – für Opfer der nationalistischen Ausgrenzungs- und Ermordungspolitik konstatiert. Wir finden solche Barrieren aber auch bei jenen, die (so wie Christa Wolf) eine Diskrepanz, wenn nicht gar Fremdheit, zwischen einem eigenen Heute und eigenem Vergangenen empfinden: Sie haben sich weltanschaulich von Vergangenen entfernt oder gelöst und können daher nicht auf einschlägige und sich bipolar gegenüber stehende Erzählangebote eines kollektiven Gedächtnisses zurückgreifen (zum Beispiel weder auf jene des österreichischen Kameradschaftsbundes noch auf die einer kritischen Wiener Zeitgeschichte). Kollektives Gedächtnis meint hier das spezifische und sich stets verändernde Ensemble an normativen Gesellschafts-, Geschichts-, und Erinnerungsdiskursen, die in den unmittelbaren Lebenswelten, in dem jeweils spezifischen „sozial-kommunikativen Raum“ (Sieder 1999, 245) der Erzählenden wirksam sind. Hier wird festgelegt – erstens: „Worüber kann ich sprechen, denn worüber wird gesprochen?“ Und zweitens: „Worüber sollte ich schweigen, denn worüber schweigt man?“ (ebd., 245) Die „Gültigkeit“ der eigenen Erinnerungserzählung hängt immer „von der Zustimmung anderer ab“; die „narrative Wahrheit“ ist eine „kulturelle Übereinkunft“ (Gergen 1998, 182-184); konkrete Gedächtnispraktiken legen das fest, was wahr und was falsch ist (Langthaler 1999, 43).

Die Normen der Gültigkeit und Wahrheit unterliegen immer einer zeitlichen Dimension. Lebensgeschichtliche Erzählungen und mit ihnen das Gedächtnis verändern sich mit der Zeit. Das wissen die Autoren popular-autobiographischer Texte zuweilen besser als deren wissenschaftliche Interpreten: „Wenn ich von früheren Zeiten erzählen werde, etwa von unserer Kindheit, wird und kann es kein authentischer Bericht mehr sein. Die Zeit und meine späteren Erfahrungen haben eine andere Realität geschaffen.“ (zit. nach Dressel und Müller 1996, 20) Dies schreibt die 1916 geborene Adolfine Schumann, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte mehrere tausend Seiten lebensgeschichtliche Reflexionen und Tagebuchaufzeichnungen zu Papier gebracht hat.

Gerade dann, wenn lebensgeschichtlich Erinnernde im Abstand vieler Jahre oder gar Jahrzehnte ihre Geschichte erzählen oder niederschreiben, verändern sich die Blickweisen und Deutungen auf Ereignisse in der eigenen Geschichte (Jureit 1998, 7-17). Es ist auch zu vermuten, dass, wenn Christa Wolf im Hier und Jetzt eine Überarbeitung ihrer „Kindheitsmuster“ angehen würde, sie – nach 1989 konfrontiert mit Vorwürfen ob ihrer angeblichen Verstrickungen mit dem DDR-System – auch einiges aus ihrer Kindheit und Jugend anders, neu oder gar nicht mehr erzählen würde.⁶

6 Wie es ja überhaupt bemerkenswert ist, dass es seit 1989 einen regelrechten Autobiographien-Boom von Ostdeutschen gibt, u.a. von Wissenschaftlern aus der ehemaligen DDR. Nach 1989 sind ja fast alle vormals arrivierten Wissenschaftler der untergegangenen DDR unter dem Pauschalverdacht geraten, mit dem kommunistischen Regime paktiert und daher Wissenschaft „missbraucht“ zu haben. Die meisten dieser lebensgeschichtlichen Erzählungen haben daher den Charakter von „Beichten“. Die Versuche, die eigene ostdeutsche Geschichte neu zu ordnen, reichen von massiver Selbstanklage bis hin zu Bemühungen, die Wissenschaft der DDR als ein von heterogenen, divergenten und widersprüchlichen Interessen verschiedener Personen und Instanzen geprägtes Feld zu rekonstruieren, innerhalb dessen man

„Wenn ein Mensch – und eine Gesellschaft – nur das zu erinnern imstande ist, was als Vergangenheit innerhalb des Bezugsrahmens einer jeweiligen Gegenwart rekonstruierbar ist, dann wird genau das vergessen, was in einer solchen Gegenwart keinen Bezugsrahmen mehr hat.“ (Assmann 1997, 36) Oder aber umgekehrt: Es kann etwas wieder in Erinnerung gerufen werden, es können womöglich auch Worte dafür gefunden werden, wenn ein entsprechender Rahmen dafür geschaffen wird. Christa Wolf demonstriert dies in „Kindheitsmuster“ in beeindruckender Art und Weise dadurch, dass sie sich stets auf drei verschiedenen Zeitebenen reflexiv bewegt: erstens auf der Ebene („Ich“) der jeweils aktuellen Schreib- und Erzählsituation, in der sie – mit Träumen, Gesprächen, Medienberichten, historischen Zeitungsberichten usw. konfrontiert – zunächst die zweite Ebene („Du“) sprachlich verarbeitet: ihr erstmaliges „Wiedersehen“ des nun in Polen liegenden Heimatortes, was wiederum auf die dritte Ebene („sie“ bzw. „Nelly“) verweist: ihre Kindheit und Jugend in eben diesem Ort vor 1945 – jener lebensgeschichtliche Abschnitt, der auf der „Wiedersehens“reise für sie stets an Relevanz gewinnt, aber wiederum erst auf der ersten Ebene, nämlich in der jeweiligen Schreibgegenwart, in eine Erinnerungserzählung gegossen wird. Erinnern und Erzählen ist ein mühsamer und zeitaufwendiger Prozess, in dem zwar nicht alle, aber einige alte Erfahrungsschichten freigelegt werden können. Auch Johannas Erinnerungen unterlagen einem solchen zeitlichen Prozess. Ihr anfängliches Schweigen über ihre Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus konnte erst dann überwunden werden, als der Bezugsrahmen – und in dem war das wachsende Vertrauen zwischen Moderatoren und Teilnehmern ein nicht unwesentlicher Bestandteil – dies möglich machte.

Das verweist auf die sozial-räumliche Dimension jeder Erinnerung und jeder Erzählung. Erinnerungserzählungen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern gleich einer „Performance“ (Löffler 1999, 86-103) in einem konkreten, situativen Kontext: am Schreibtisch etwa oder im Interview. Selbst dann, wenn wir uns Autoren einsam in ihren Zimmern sitzend und schreibend vorstellen, auch dann haben sie stets ein Gegenüber – die Enkelkinder, Freunde, die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, den Literaturbetrieb oder wen auch immer – vor Augen, dem sie etwas mitteilen wollen (vgl. Müller 2006b). Diese Beziehungen zwischen Autor und Adressat sind immer schon durch persönliche und kollektive Vorerfahrungen, durch Diskurse und deren Regeln vorstrukturiert. Zahlreiche Erinnerungstexte, die im Rahmen des erwähnten Schreibauftrags der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zu 1945 entstanden, richteten sich mehr oder weniger dezidiert an die „jüngeren Wissenschaftler“, die „diese Zeit nicht selbst miterlebt“ haben. Vor allem die intergenerationelle lebensgeschichtliche Erzählmotivation, wie etwa die zwischen Christa Wolf und ihrer Tochter in „Kindheitsmuster“, inkludiert stets ein Moment der Rechtfertigung. Es sind meist die Angehörigen einer jüngeren Generation, die gesellschaftlich (auch wissenschaftlich) die Lebenspraxen und Werthaltungen der Eltern- und Großelterngeneration mehr oder weniger massiv in Frage stellen. Daraus entstanden und entstehen wiederum mediale und andere Diskurse, die jene, die es „selbst erlebt“ haben, in eine noch deutlichere Rechtfertigungshaltung bringen können – was zuweilen zum Dialogabbruch führen kann. Vor allem hinsichtlich des intergeneratio-

selbst Nischen fand, um Wissenschaft in einer Weise zu betreiben, die selbst von „westlichen“ Fachkollegen seinerzeit anerkannt wurde (vgl. Dressel 2004, 23f).

nellen Sprechens und Schweigens über den Nationalsozialismus ist dies hinlänglich bekannt. Weniger bekannt bzw. offen gelegt ist dagegen seitens der Oral History oder der Biographieforschung, in welcher Weise „wir“ beispielsweise als Interviewer durch die Art der Fragen, Gesten, Mimiken und unsere Bilder über die befragte Person lebensgeschichtliche Erzählungen mit beeinflussen; und wenig wird darüber reflektiert, dass die Bilder und Vorstellungen der Interviewten über die Fragenden Einfluss auf ihre Erzählungen haben.⁷ In dem Gesprächskreis hatten wir Moderatoren unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die teilnehmenden Opfer des Nationalsozialismus gerichtet; wir standen Johanna nicht unfreundlich oder gar feindlich gegenüber, aber wir vermittelten ihr zunächst sicherlich nicht das Gefühl, dass ihre Geschichte mit dem Nationalsozialismus in dem Gesprächskreis einen Platz haben könnte. Unser – damals nicht bewusstes – Verhalten entsprach einer (generationsspezifischen) kollektiven Grundhaltung, die sich mehr für Opfer- denn für Tätergeschichten interessierte. In der Generation Johannas wiederum standen keine Erzählangebote zur Verfügung, auf die sie als ehemalige Nationalsozialistin, die inzwischen mit der Ideologie gebrochen hatte, hätte zurückgreifen können. Falls es solche Erzählungen bis Mitte der 1990er Jahre in Österreich überhaupt gegeben hatte, sie waren zumindest nicht Teil des diskursiven Bezugsrahmens von Johanna.

Auch den 160 Interviewpartnern aus dem erwähnten niederösterreichischen Schulprojekt steht ein solches Erzähl- und Diskursrepertoire nicht zur Verfügung. Der spezifische Ablauf des Projekts lässt dabei mehr Rückschlüsse auf die Erinnerungsnormen des lokalen Gedächtnisses zu als auf das Leben der Interviewpartner: Die älteren Menschen werden in den örtlichen Schulen von mehreren Schülern und jeweils einer Lehrperson lebensgeschichtlich interviewt; alle Gespräche werden dabei mit einer Videokamera aufgezeichnet. Die Erzählungen entstehen also dezidiert in der lokalen Öffentlichkeit. Jeder soziale Zusammenhang hat seine Tabus, über die man lieber schweigt. Die werden vor allem dann „sichtbar“, wenn die Interviews in der Öffentlichkeit dieses Zusammenhangs entstehen. In diesem Fall sind es etwa die Unterschiede zwischen armen bzw. besitzlosen Bevölkerungsschichten und Reichen bzw. Bauern in den 1930er Jahren, uneheliche Geburten, Gewalt gegen Frauen, schwelende Konflikte zwischen Familien sowie Erfahrungen im Nationalsozialismus und im Krieg (ausführlicher vgl. Dressel 2006). Das Schweigen ist durchaus nachvollziehbar: Leben doch noch aktiv Beteiligte oder zumindest deren Nachkommen – und mit denen hat man es auch zukünftig noch zu tun. Wie soll man vor laufender Kamera erzählen, ohne Gefahr zu laufen, verschüttete Konflikte in der Dorfföfentlichkeit aufzurühren? Jede lebensgeschichtliche Erzählung ist um soziale Akzeptanz bemüht und verweist daher immer auf den sozial-normativen Raum, in dem sie entsteht. Hätte Christa Wolf, diese Frage drängt sich auf, Mitte der 1970er Jahren die damaligen DDR-Verhältnisse kritischer und offener als ohnehin geschehen reflektieren können, wie es nach 1989 in einem anders strukturierten sozial-normativen Raum zuweilen eingefordert wurde? Ja, aber dann wären die „Kindheitsmuster“ in der DDR vermutlich nie veröffentlicht worden.

7 Aktuelles Gegenbeispiel, das versucht, reflexiver als anderswo intergenerationelle Interviewsituation zu analysieren: Botz 2005.

5. Von der Erzählung zum Leben?

Jeder lebensgeschichtliche Erinnerungstext stellt „einen aktuellen Entwurf der Erfahrungsrekapitulation dar, der nur rudimentär auf zurückliegende Zeitebenen, in denen das Erlebte nur gedeutet und bearbeitet wurde, verweist, ohne diese Einzelschichten tatsächlich abzubilden. Die individuelle Erfahrungsdimension ist allein in ihrer Aktualisierung zum Zeitpunkt der Erzählung greifbar, in der eine Trennung zwischen Erlebnis und Deutung nicht mehr eindeutig nachvollzogen werden kann.“ (Jureit 1998, 17 f.) Lebensgeschichtliche Erzählungen, die aus biographischen Interviews entstehen, bilden in der Regel nicht mehr (aber auch nicht weniger) ab als jene Erinnerungsmuster und Deutungshorizonte, die in einem spezifischen sozialen Kontext dominant sind (Schulz-Hageleit 2003, 24). Dies gilt auch für viele schriftliche populär-autobiographische Texte, die beispielsweise in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ archiviert sind und die eher Produkt einer punktuellen denn über einen längeren Zeitraum hinweg anhaltenden Erinnerungsarbeit der betreffenden Autoren sind. Zahlreiche Studien der Biographieforschung haben sich daher, was etwa die Erzählungen über den Nationalsozialismus betrifft, mehr mit diversen gender- und generationsspezifischen Rechtfertigungsstrategien und ihren Entstehungsbedingungen beschäftigt als mit dem, was „wirklich“ zwischen 1933 und 1945 gewesen ist (z.B. Rosenthal 1990; 1992).

Ist es dennoch möglich, von der Erzählung über das Vergangene auf das Vergangene selbst zu schließen? Ja, und zwar umso eher die Erzählenden und Erinnernden über einen längeren Zeitraum hinweg einen sozialen Ort zur Verfügung gestellt bekommen, in dem es erlaubt ist, die jeweils spezifischen Normen des Aussprechens und Verschweigens zu brechen, der offen ist für die vielen Widersprüche und Irritationen des eigenen Lebens und an dem vor allem die Akzeptanz für Erfahrungsdifferenzen durch alle Beteiligten geübt wird. In dem schon mehrmals angesprochenen Wiener Gesprächskreis wurde dies zumindest versucht, nicht allein durch uns Moderatoren, sondern durch die beteiligten Senioren selbst – ob sie ehemalige Nationalsozialisten waren oder Jüdinnen und Sozialisten bzw. Sozialistinnen.⁸ Auch die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ ist bemüht, schriftliche populär-autobiographische Manuskripte nicht nur zu sammeln, sondern Erinnerungs- und Schreibprozesse zu begleiten. Oder man schafft sich, wie Christa Wolf, solche „Erinnerungswerkstätten“ selbst.

Was den Geschichtsdidaktiker Peter Schulz-Hageleit an Christa Wolf so „beeindruckt, ist die zupackende, konfrontative Vergegenwärtigung der verdrängten Ver-

8 Übrigens: Gerade die beteiligten Jüdinnen nutzten den Gesprächskreis dafür, in einen intensiven Erinnerungsprozess einzutreten. Zum Beispiel: Elisabeth, 1907 in Wien geboren, sprach nach anfänglicher Vorsicht erst bei unserem dritten Treffen aus: „I bin ja a Jüdin.“ Oft bedauerte sie, ein „Hirn wie ein Sieb“ zu haben und konnte sich an ihre Vergangenheit, insbesondere in der Nazizeit, kaum mehr erinnern. Zunächst wusste sie nur soviel: Sie war mehrere Jahre im Konzentrationslager. Durch die Teilnahme und die Erzählungen anderer Verfolgten erinnerte sich auch Elisabeth immer wieder an Erfahrungen der Verfolgung. Meist „vergisst“ sie ihre Erzählungen aber wieder kurz darauf. Und Elisabeth wusste um ihr Vergessen, und sie wollte sich erinnern, aber sie konnte immer wieder nicht – und genau „das ist so schlimm“, wie Elisabeth selber sagte. Erst durch die Ausstellung, in der auch Elisabeth präsentiert wurde, konnte sie sich ihre Geschichte wieder aneignen: Sie vergaß weder den Termin der gemeinsamen Besichtigung noch ein Interview mit dem lokalen Fernsehen. Vor laufender Kamera fielen ihr sogar Erlebnisse ein, die sie bislang noch nicht erzählt hatte (ausführlicher siehe: Dressel und Novy 1995, 160-163).

gangenheit im Medium des Fragens, Denkens und Schreibens“ unter Nutzung der „kommunikativen Ressourcen der Gesellschaft“: Freundschaften, Familienmitglieder, öffentliche Kritik (Schulz-Hageleit 2003, 27). In diesem komplexen, auch mühsamen Prozess bleiben eigene Erfahrungen und Stücke vergangenen Wissens im Verborgenen, aber das Nicht-Wissen und die „Sprach-Unmächtigkeit“ werden benannt; schrittweise öffnen sich parallel dazu andere Schichten der eigenen Vergangenheit.

Historiker könnten die „Kindheitsmuster“ als eine frühe (weil in den 1970er Jahren entstandene) Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit lesen, in der die Autorin mit mikroskopischem Blick einen spezifischen sozialen und lokalen Zusammenhang (nämlich den eigenen) akribisch und reflexiv aufarbeitet. Sie beschreibt – und das versucht eine seriöse Alltagsgeschichte seit den 1990er Jahren (z.B. Lüdtko 1989; Dressel 1996) –, in welcher Weise Menschen (vor allem sie selbst) in einem Mit-, Neben- und Gegeneinander sich Welt aneignen, sie auch verändern, selbst dann, wenn sie sich ausgeliefert fühlen (Eley 1994).

Um nur einige Stichworte zu nennen: Wolfs Alltagsgeschichte gibt uns zahlreiche Hinweise darauf, warum und wie der Nationalsozialismus gerade in überschaubaren sozialen Zusammenhängen funktionierte. Sie schildert beispielsweise Erlebnisse und Phänomene, die Gabriele Rosenthal später als „Prozess der Dehumanisierung“ zusammenfasste (Rosenthal 1992): Nelly stieß 1945 „an einem hellen Mittag“ auf „KZler“; in ihren Blicken fand sie „am ehesten Gleichgültigkeit“ – und Nelly erstaunte dies nicht mehr (Wolf 1999, 470 f.). Nachdem die systematisch Verfolgten des NS-Systems seit 1933 sukzessive aus dem Alltagsleben gedrängt und von der Propaganda zu „Parasiten“ erklärt worden waren, verloren sie in den Augen der vielen Nicht-Verfolgten an Individualität und wurden, falls man doch noch einmal mit ihnen konfrontiert wurde, nur mehr als gesichts- und namenlose „Gestalten“ wahrgenommen. Wolf spricht darüber hinaus an, durch welche mentalen Grundhaltungen von Akteuren die nationalsozialistische Tötungsmaschinerie ermöglicht werden konnte, zum Beispiel durch die vielen „fleißigen deutschen Männer“, die „von ihrer Arbeit besessen und über nichts so verzweifelt (waren) wie über Unverständnis und Nachlässigkeit in ihrer Umgebung, die sie hinderten, diese ihre Arbeit musterhaft auszuführen.“ (Wolf 1999, 354): Adolf Eichmann und Rudolf Höß meint sie damit, aber eben auch Männer aus ihrer eigenen Lebenswelt, nicht zuletzt einen Onkel, dem nur die „Tüchtigkeit“ eines Eichmann fehlte, um ein solcher auch zu werden.

Aber der Nationalsozialismus funktionierte auch über Wolf selbst, über Mädchen ihrer Generation, die sich im BDM engagierten (vgl. Möding 1985), die sich Lehrerinnen, die begeisterte Nationalsozialistinnen waren, zum Vorbild machten, weil diese Sozialisationsinstanzen neue Handlungsräume und Gegenentwürfe zu einer fragwürdig gewordenen Familienkultur boten. Wie überhaupt in den „Kindheitsmustern“ familiale Konflikte, Zerrüttungen und – im Zuge der Flucht bzw. Vertreibung⁹ – gar ein familiales Chaos benannt und akribisch nachgezeichnet werden. Hier bewegt sich Christa Wolf wohl weit näher an der „historischen Realität“ als die aktuellen hegemonialen Diskurse über die Jahre um 1945. In diesen werden vor allem innerfamiliäre und intralokale Solidaritäten erinnert; Konkurrenz, Neid und Misstrauen zwischen

9 Kürzlich wurde übrigens darauf hingewiesen, dass Christa Wolf in „Kindheitsmuster“ mit ihrer Darstellung der Flucht und Vertreibung ihrer Familie aus dem heutigen Polen ein Tabu in der offiziellen Rendensart der DDR brach, die stets von „Umsiedlung“ gesprochen hatte (Schwarz 2003).

Menschen aus dem eigenen unmittelbaren sozialen Zusammenhang (Familie, Nachbarn, Freunde usw.) werden kaum thematisiert. Dabei ist es plausibel, dass ein radikaler Bruch, den etwa eine Familie oder Familienangehörige durch Vertreibung und Flucht erfährt, nicht nur solidarische Handlungen zwischen den Betroffenen auslöst.

6. Schluss

Einige Oral Historians und Biographieforscher haben angesichts des Ineinanderfließens von Ereignis und Deutung in lebensgeschichtlichen Erzählungen vorgeschlagen, in den wissenschaftlichen Auswertungen des gelebten Lebens mehr von Plausibilitäten denn von herauslesbaren historischen Fakten oder gar „Wahrheiten“ zu sprechen (vgl. Jureit 1998, 19). Das relativiert nicht den Wert mündlicher oder schriftlicher Lebenserzählungen. Können doch Historiker, die mit anderen als mit lebensgeschichtlichen Quellen arbeiten, ebenso nur aus einem Hier und Jetzt heraus sowie in Zusammenspiel und Widerstreit mit bestehenden wissenschaftlichen Diskursen Geschichte schreiben. Das verweist jedoch auf die Diskussion, in die jede historische Forschung eingebettet ist und einer Beliebigkeit vorbeugt. Auch die Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen geschieht oft nicht nur darüber, dass man die Selbstzeugnisse mit anderen Quellen und Forschungen prüft, sondern dass man für die Forschungsfrage relevante Kontrastfälle (z.B. Männer – Frauen, Angehörige verschiedener Generationen etc.) sucht.

Für die Interviewten oder lebensgeschichtlich Schreibenden selbst muss eine solche wissenschaftliche Praxis allerdings noch keinen Effekt im Sinne einer Erinnerungsarbeit haben. Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ sind zumindest im Grundsätzlichen beispielhaft dafür, wie mit Kontrastierungen, Fragen, reflexiven Schleifen, anderen Quellen (z.B. historischen Zeitungsausschnitten) und letztlich auch Geduld, die eigene Lebensgeschichte in all ihren Widersprüchen narrativ sortiert und trotz aller Selbstzweifel in eine Balance mit den politischen Brüchen des 20. Jahrhunderts, die auch die eigenen sind, gebracht wird. Letztlich endet Wolf in „Kindheitsmuster“ damit, dass die dritte Person der Kindheit und Jugend und die „Du“-Person der Polenreise mit dem „Ich“ der Gegenwart zusammenlaufen (vgl. auch Wolf 1990, 814).

Nun kann aber die Wolfsche „Erinnerungswerkstatt“ im Konkreten wohl nur von den Allerwenigsten, die ihre Lebensgeschichte nochmals ordnen wollen, eingerichtet werden, da viele Menschen weder über die zeitlichen Ressourcen noch über das sprachliche Repertoire einer professionellen Schriftstellerin verfügen. Und auch das permanente Zulassen von Zweifeln, sich immer wieder selbst in Situationen zu begeben, die Irritationen hervorrufen, ist eine Grundhaltung, die zwar in intellektuellen Milieus mit Anerkennung belohnt wird (vgl. Müller-Funk 1995), in anderen sozialen Zusammenhängen aber auf Unverständnis stoßen kann.

Eine Möglichkeit wäre, dass „wir“ professionellen Wissens- und Bildungsarbeitern Erinnerungssettings anbieten, die nicht nur eine narrativ-lebensgeschichtliche Bestandsaufnahme vollziehen. Vielmehr könnten die teilnehmenden Personen in einem tiefer gehenden Prozess dabei unterstützt werden, bislang sprachlos Gebliebenes und Vergessenes in eine erzählerische Form zu bringen. Das Bedürfnis danach ist übrigens bei einer wachsenden Zahl älterer Menschen ausgesprochen groß – das zeigen die Erfahrungen, die wir mit älteren Menschen im Zusammenhang mit der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, den diversen biographischen

Gesprächskreisen und anderen lebensgeschichtlichen Bildungsprojekten gemacht haben. Erst kürzlich beispielsweise wandte sich nach einem Interview in einer niederösterreichischen Schulklasse die zuvor Befragte, eine unehelich geborene ehemalige Magd, bezeichnenderweise an mich als von außen Gekommenen; sie sprach off-records an, was sie nicht habe erzählen können: nämlich über die in den 1930er Jahren krassen sozialen und finanziellen Unterschiede zwischen Bauern und unterbäuerlichen Gruppen wie auch über damit verbundene Praktiken der Macht und Gewalt. „Nur kann man hier darüber ja nicht sprechen“, meinte sie schließlich. Es braucht daher Orte, wo die gängigen Alltagsnormen über das, was (nicht) erzählt werden darf, nicht bzw. weniger stark zur Geltung kommen.

Solche Erinnerungssettings können intensiviertere und biographisch orientierte Einzel- oder Paarinterviews sein (vgl. Teichova und Teich 2005), vor allem aber Schreibwerkstätten, Gesprächskreise, Erzählcafés, in denen über offene Fragen, Gegenstände oder Fotos ältere Menschen zum biographischen Erzählen bzw. Schreiben angeregt werden (vgl. z.B. Osborn u.a. 1997, 41-62); es können aber auch biographieorientierte soziodramatische Rollenspiele oder Formen des Erinnerungstheaters sein (vgl. Klotz 1995; Meixner 2006). An all diesen Orten findet keine Therapie im tiefenpsychologischen Sinne statt, sondern Erinnerungs- und Biographiearbeit, in der die Erzählenden, Schreibenden oder Spielenden sich selbst und die eigene Lebensgeschichte in Gesellschaft und „großer“ Geschichte verorten und verstehen: einerseits als Akteure, andererseits aber auch als solche, die immer durch strukturelle Vorgaben (politisch bzw. ideologisch, wirtschaftlich, sozial etc.) zu den Personen geworden sind, die sie jetzt sind.

Das zu bewerkstelligen, ist gar nicht so einfach. Es braucht Zeit (das zeigt gerade das Beispiel Christa Wolfs), es benötigt die Herstellung von Vertrauen sowie die Akzeptanz für Unterschiedlichkeit und Widersprüche – innerhalb jeder Person selbst, zwischen den Erinnernden sowie zwischen den Moderatoren und Erinnernden. Meinungsverschiedenheiten und weltanschauliche Differenzen mit älteren Menschen in zeitlich limitierten biographischen Interviews auszuhalten gelingt „uns“ ja meist; in zeitlich aufwendigeren Settings wird das schon mühsamer. Gerne möchte man dort als professioneller Historiker in Form von Kurzreferaten „die Anderen“ aufklären. Die klassische wissenschaftliche Belehrung über Geschichte hat aber zumindest dort ihre Grenzen, wo das lebensgeschichtliche Erzählen für jene, die das tun, einen unmittelbar praktischen Nutzen hat, nämlich das Ordnen des eigenen Lebens und die narrative Herstellung und Vergewisserung der eigenen Identität. Und diese muss selbst nach vielen getätigten reflexiven Schleifen immer noch ihre Illusionen haben, die einiges von dem, was wir zu wissen meinen, ausblendet. Ein solches Erzählbedürfnis könnten „wir“ durch eine Grundhaltung des (nach)fragenden Hinhörens und akzeptierenden Verstehens ernst nehmen und damit die Erinnerungsprozesse begleiten. „Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen“, meinte Hermine, eine andere Teilnehmerin unseres Gesprächskreises. „Ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter. Ich konnte mich befreien von dem, was mich bedrückt. Ich konnte es mir von der Seele reden. Und so was gibt sehr viel, wenn man sprechen kann.“ (Dressel und Novy 1995, 165)

Übrigens: Nachdem Johanna uns unter sechs Augen detaillierter über ihre Verstrickungen in den Nationalsozialismus erzählt hatte, äußerte sie das Bedürfnis, diese

Erfahrungen auch dem Gesprächskreis mitzuteilen, was sie dann auch tat. Die Unterstützung der anderen Teilnehmer, auch der in der NS-Zeit Verfolgten, hatte sie dabei.

Schon vor vielen Jahren meinte Reinhart Koselleck, dass die Niederlage – die Mehrheit der Deutschen und Österreicher fühlte sich beispielsweise 1945 besiegt und auch viele Ostdeutsche nach 1989 – ein „unausschöpfliches Potential des Erkenntnisgewinns“ beinhalte, da vormalige Gewissheiten in Frage gestellt seien und neue Denk- und Sichtweisen Platz greifen könnten (Koselleck 1988, 60). Angesichts der nicht mehr überschaubaren zeitgeschichtlichen Forschungen trifft dieser Befund für die deutschsprachigen Geschichtswissenschaften sicherlich zu. Aber vielleicht wäre es an der Zeit, dies von den Betroffenen, die ihr biographisches Gepäck mit aktuellen gesellschaftlichen Situationen und (auch wissenschaftlichen) Diskursen kompatibel machen müssen, nicht nur einfach phrasenhaft und moralisch einzufordern, sondern konkrete Angebote für „Erinnerungswerkstätten“ mit zu kreieren. Damit begibt man sich zwar einerseits in die Rolle von Begleitern, Sozial- und Altenarbeitern usw.; andererseits kann dadurch ein umfassenderes lebensgeschichtliches Erinnerungsmosaik generiert werden, das womöglich mehr Informationen über die Zusammenhänge von Individuum und Gesellschaft, Gegenwart und Geschichte, über Alltag und Politik usw. gibt als minutiös transkribierte Einzelinterviews oder in sich geschlossene populäre Autobiographien.

LITERATUR

- Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse: Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In: Mader, Wilhelm (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven. 2. Aufl., Bremen, 343-416.
- Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 2. Aufl., München.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Blaumeiser, Heinz, Margit Sturm und Elisabeth Wappelshammer (1988): Alte Menschen und ihre Erinnerungen. Erzählte Alltagsgeschichte in Ottakring. In: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 14, Heft 4, 472-494.
- Blimlinger, Eva, Angelika Ertl, Ursula Koch-Straube und Elisabeth Wappelshammer (1994): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover.
- Botz, Gerhard (Hg.) (2005): Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien.
- Bude, Heinz (2000): Generationen im 20. Jahrhundert. Historische Einschnitte, ideologische Kehrtwendungen, innere Widersprüche. In: Merkur, Jg. 54, Heft 7, 567-579.
- Dressel, Gert (1996): Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien u.a.
- Dressel, Gert (2000): Nationalsozialismus und Lebensgeschichten. Her-Ausstellen als Möglichkeit biographischer Erinnerungsarbeit. In: Muttenthaler, Roswitha, Herbert Posch, Eva S.-Sturm (Hg.): Seiteneingänge. Museumsidee & Ausstellungsweisen. Wien, 13-40.
- Dressel, Gert (2004): Wissenschaft und Erfahrung – Wissenschaftler erzählen (nicht)... In: Jahrbuch des Vereins für Kulturwissenschaft und Kulturanalyse, Band 5. Wien, 7-37.
- Dressel, Gert (2006): 200 Interviews im „Land der 1000 Hügel“. Ein Werkstattbericht über ein Zeitzeugenprojekt in Schulen der Buckligen Welt (Niederösterreich). In: Eigner, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Wien, 112-122.
- Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2002): Ist der Rand das Zentrum? „KulturwissenschaftlerInnen“ positionieren sich. In: Historische Anthropologie, Jg. 10, Heft 1, 154-164.

- Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2003): Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden [30 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (On-line Journal)*, 4 (2), 2003. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03dressellangreiter-d.htm>.
- Dressel, Gert und Günter Müller (Hg.) (1996): *Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation*. Wien.
- Dressel, Gert und Katharina Novy (1995): *5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945*. Wien.
- Eley, Geoff (1994): Wie denken wir über Politik? Alltagsgeschichte und die Kategorie des Politischen. In: *Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster, 17-36.
- Engelhardt, Michael von (1990): Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen. In: Kößler, Henning (Hg.): *Sprache: 5 Vorträge*. Erlangen, 65-88.
- Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In: Straub, Jürgen (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt am Main, 170-202.
- Glaser, Marie Antoinette (2005): *Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur. Zu den Praktiken, Mechanismen und Prinzipien einer Disziplin*. Hamburg.
- Jureit, Ulrike (1998): *Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen*. Oldenburg.
- Klotz, Mechthild (1995): Erinnerung als Ressource für theatralische Arbeit in der Erwachsenenbildung. In: *Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Hg.): Lebensgeschichte und Politik. Erinnern, Erzählen, Verstehen*. Soest, 61-73.
- Koselleck, Reinhart (1988): Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Meier, Christian (Hg.): *Historische Methode*. München, 13-61.
- Kluwe, Christian (2000): „Phantomschmerzen“. Christa Wolfs „Kindheitsmuster“. In: Bollacher, Martin und Bettina Gruber (Hg.): *Das erinnerte Ich. Kindheit und Jugend in der deutschsprachigen Autobiographie der Gegenwart*. Paderborn, 83-102.
- Langthaler, Ernst (1999): Gedächtnisgeschichte: Positionen, Probleme, Perspektiven. In: *Beiträge zur Historischen Sozialkunde*. Sondernummer: *Kulturwissenschaften*. Wien, 30-46.
- Löffler, Klara (1999): *Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff*. Berlin.
- Lütke, Alf (1989): Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte. In: Ders. (Hg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt am Main und New York, 9-47.
- Meixner, Margarete (Hg.) (2006): *Dokumentation der Fachtagung Erinnerungstheater*. St. Pölten. Verfügbar z.B. über: <http://www.equal-artworks.at/start.php?site=publikationen-&subsite=detail&id=136>
- Meyer, Conny H. (2006): *Ab heute singst du nicht mehr mit. Aufzeichnungen einer Kindheit*. Wien.
- Möding, Nori (1985): „Ich muß irgendwo engagiert sein – fragen Sie mich bloß nicht, warum.“ Überlegungen zu Sozialisierungserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Niethammer, Lutz, Alexander von Plato (Hg.): *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn, 256-304.
- Müller, Günter (1997): „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: *Historische Anthropologie*, Jg. 5, Heft 2, 302-318.
- Müller, Günter (2006a): Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“. In: Eigener, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*. Wien, 140-146.

- Müller, Günter (2006b): „Vielleicht interessiert sich ja mal jemand ...“ Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferungen. In: Eigner, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Wien, 76-94.
- Müller-Funk, Wolfgang (1995): Der Intellektuelle als Souverän. Essays. Wien.
- Osborn, Caroline, Pam Schweitzer und Angelika Trilling (1997): *Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen*. Freiburg im Breisgau.
- Plato, Alexander von (2001): Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 14, Heft 2, 134-137.
- Pollak, Michael (1988): *Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und Identitätsarbeit*. Frankfurt am Main und New York.
- Prack, Elisabeth (2004): *Als die Moldau noch die Wulda war. Erinnerungen*. Steyr.
- Risse, Stefanie (2005): Der europäische Autobiographie-Schreibzirkel. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 18, Heft 1, 144-145.
- Rosenthal, Gabriele (1990): Zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus: Zwei Themen ohne Zusammenhang. Ein Vergleich der Lebensgeschichten. In: Dies. (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.“ Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien. Opladen, 223-240.
- Rosenthal, Gabriele (1992): Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext. In: ÖZG. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 3, Heft 4, 449-480.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main.
- Ruhe, Hans G. (2003): *Methoden der Biographiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen*. Weinheim, Basel und Berlin.
- Schorcken, Rolf (1994): *Jugend 1945. Politisches Denken und Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main.
- Schulz-Hageleit, Peter (2003): Zur Problematik des „Durcharbeitens“ lebensgeschichtlicher Erfahrungen. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, 17-32.
- Schwarz, Michael (2003): Tabu und Erinnerung. Zur Vertriebenen-Problematik in Politik und literarischer Öffentlichkeit der DDR. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 51, Heft 1, 85-101.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Sieder, Reinhard (1999): *Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie*. Nachschrift. In: Ders. (Hg.): *Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*. Wien, 234-264.
- Sieder Reinhard (2004): Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. In: Ders.: *Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften*. Wien, 15-59.
- Teichova, Alice und Mikuláš Teich (2005): *Zwischen der kleinen und der großen Welt. Ein gemeinsames Leben im 20. Jahrhundert*. Bearb. von Gert Dressel und Michaela Reischitz. Wien.
- Warneken, Bernd Jürgen (1985): *Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung*. Tübingen.
- Wilkomirski, Benjamin (1995): *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*. Frankfurt am Main.
- Wolf, Christa (1990): *Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster“*. In: Dies.: *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche 1959-1985, Bd. 2*. Frankfurt am Main, 806-843.
- Wolf, Christa (1999): *Kindheitsmuster*. München.